

Erzgebirgische Heimatblätter

Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 4. — Sonntag, den 20. Januar 1929.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Glückauf dem Buchholzer Geflügelzüchterverein!

Zum 80jährigen Jubiläum des Vereines.

Der Geflügelzüchterverein zu Buchholz be-
geht in mehreren Veranstaltungen, beginnend am morgigen
Sonntag, sein 80jähriges Bestehen. Wie bereits in einer ein-
gehenden Geschichte des Vereines dargelegt, ist derselbe hervor-
gegangen aus der sogenannten Taubeninnung, die vor
8 Jahrzehnten in Buchholz ins Leben gerufen wurde. — Seit
jeher ist die Taubenzucht gerade in der Stadt St. Katharinen

besonders heimisch gewesen. Die
Einwohnerschaft hatte hier ein
äußerst lebhaftes Interesse am
Züchten der mannigfaltigsten Tau-
benarten; ja Buchholz war gerade-
zu berühmt als Ein- und Ver-
kaufsort auf diesem Gebiete. Be-
sonders waren es zwei Männer,
die gegen Ende 1848 die Lieb-
haber der Taubenzucht zu einem
Vereinszusammenschluß bewogen.
Es waren dies der Posamenten-
fabrikant August Kindermann
mann, geboren am 13. Juli 1798,
gestorben am 9. Juli 1888, und der

Posamentenfabrikant Gotthold Mitte, geboren 1800, ge-
storben 1878. Beide Männer sind als Begründer der damali-
gen Taubeninnung und damit als solche auch des Geflügel-
züchtervereins anzusprechen, der aus der Taubeninnung als
Fortsetzung und Ergänzung derselben dann hervorging. Die

Saat, die sie 1848 legten, ist herrlich auf-
gegangen. Zur Erinnerung an diese bei-
den wackeren Männer bringen wir bei-
stehend deren Bildnisse. Die Taubeninnung,
aus der der Jubelverein sich, wie gesagt,
dann entwickelte, hielt alljährlich im Fe-
bruar ein Quartal ab. Bei demselben ge-
langte ein ausführlicher Jahresbericht zum
Vortrag, der sich besonders darauf erstreckte,
wie die Taubenzucht und der Taubenhandel
in Buchholz gefördert wurde, welche Er-
fahrungen man mit den einzelnen Tauben-
arten gemacht hatte und welche Veranstal-
tungen die Innung abgehalten. Ein be-
sonders wichtiger Akt jeden Quartales war
die Wahl des Vorstehenden. Nach den Be-
stimmungen der Innung, die übrigens von
der Behörde vorher genehmigt werden muß-
ten, hatte das Vorstandsamt alljährlich in
andere Hände überzugehen. Mit der Pflege
des Geflügels ging diejenige der Zwecke
der Innung Hand in Hand. Ein eifriger
Ein- und Verkauf fand statt und jeder
suchte die schönsten Taubenarten aufzuziehen und in den Handel
zu bringen. Prachtig waren die Ausstellungen besetzt, bei
denen dann ein eifriges Neuerwerben hinüber und herüber
stattfand. Auch die Taubenschläge wurden laufend verbessert
und dauernd beschäftigt. Welchen Umfang die Ausstellungen
hatten, beweist die Tatsache, daß eine solche anlässlich des 50-
jährigen Jubiläums des Vereines, der inzwischen zum Geflügel-
züchterverein ausgestaltet war, über 1600 Tiere aufwies. Auch
an dieser Stelle sei hierbei des um die Geflügelzucht hochverdien-

ten ehemalig. langjährigen Vorstandes des Vereines, des verstor-
benen Herrn Stadtrat Guido Fischer gedacht, unter dem
der Verein sich zu höchster Blüte entfaltete. Aber auch an eine
Frau sei gelegentlich dieser Betrachtungen erinnert,
an die Ehefrau des Mitgliedes Emil Berthold. Sie
war es, die die weithin bekannten Buchholzer Tauben-
lieder gedichtet und dem Verein 1854 gewidmet hatte. Die

Nieder sind nunmehr 75 Jahre alt
und haben sich bis heute in der
Bevölkerung erhalten. Eine jetzt
noch lebende 86jährige Frau
Anna verw. Hinkel (Berg-
straße) hat sie als 11jähriges Mäd-
chen einst erstmalig mitgesungen.
Auch das Bildnis der Dich-
terin dieser Nieder bringen wir
beistehend anlässlich der jetzigen
schönen Feier des Vereines. Möge
der Jubelverein auch weiterhin
blühen u. gedeihen und an seinen
Zielen mit gleichen Erfolgen wei-
ter arbeiten wie bisher. Stets wird

weiter auch die „Obererzgebirgische Zeitung“ als nunmehr
75 Jahre altes Heimatblatt die Arbeit des Vereines mit großem
Interesse verfolgen und über sie getreulich berichten, wie nun
seit fast der ganzen Lebenszeit des 5 Jahre älteren Jubilares,
an dessen Wiege die „D. Z.“ fast gestanden hat. Glückauf! —

Die Photographien der Bilder dieses Ar-
tikels stammen von Herrn Bruno Pommer,
der sie in liebenswürdiger Weise uns zur
Verfügung stellte.

* * *

Nachfolgend bringen wir eines der
Taubenlieder zum Abdruck:

Seid willkommen, lieben Brüder, alle
Freunde nah und fern, / Denn ihr hört ge-
wiß ein Liedchen auch von unsern Tauben
gern. / Tauben, das sind schöne Tier', Tau-
ben, die gefallen mir.

Heiter und mit frohen Blicken seh' ich
meine Tauben an, / Und ich fühl' es mit
Entzücken, daß's nichts Schön'eres geben
kann. / Tauben zc.

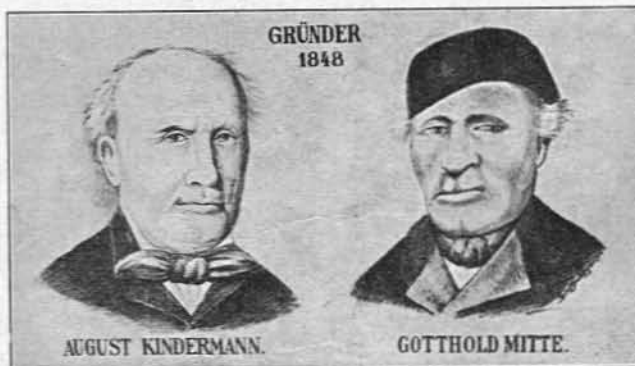
Wenn im Strahl der Morgen Sonne sich
empor mein Täubchen schwingt, / O, wie
schlägt mein Herz vor Wonne, wenn es bis
zu'n Wolken dringt. / Tauben zc.

Des Mittags kehren sie dann wieder,
streu' ich ihn'n das Futter hin. / Und mit
Freuden seh' ich nieder, fühl', wie glücklich
ich dann bin. / Tauben zc.

In der Unschuld zartem Bilde stell' ich mir die Tauben für,
/ Denn so treu, so zart und milde gibt es wohl kein schön'eres
Tier. / Tauben zc.

O'rum, mein Täubchen, dir zu Ehren, stimm' ich froh mein
Liedchen an; / Um die Freude zu vermehren, nehmt ihr
Freunde teil daran. / Tauben zc.

Dem Taubenverein gewidmet von Frau Amalie Berthold
bei der Jahresfeier am 30. Januar 1854.



Christian Lehmann.

Historischer Schauplatz des Obererzgebirges. (11. Fortsetzung.)

Zu meiner Zeit hat sich in St. Annaberg ein gefährlicher Fall begeben: den 2. Januar 1664 geht Herr Christian Benfells junge hochschwangere Hauswirthin, eine geborene Schwanderin, in ihr Hausgewölbe, daselbst etwas von frischem Obst auszuheben. Da sinkt das Ziegelpflaster plötzlich mit ihr ein, sie verfällt in einen Schacht 15 Lachtern tief und bleibt durch Gottes Schutz auf einer Bühne sitzen. Da war Angst und Noth, Rettung zu tun wegen des nachgehenden Berges und Pflasters, sonderlich des tiefen Schachtes, der unter dem Tageschacht abgesunken, und darein die Verfallene augenblicklich stürzen konnte. Ein beherzter Bergmann wagt es im Namen Gottes, läßt sich an einem Seil herab, umschlingt und verwahrt die halbtote Mutter, daß sie lebendig und ohne sonderliche Verletzung herausgebracht wurde, welches sie aber lange befehlen müssen, hat auch nicht lange darauf gelebt; denn sie ist in Kindesnot geblieben: die geborene Tochter aber ist beim Leben erhalten und hernach an einen Handelsmann verheiratet worden.

Sonderlich hat mancher mit seines Leibes und Lebens Gefahr gelernt, wie gefährlich es sei, des Nachts wegen der Schächte, Marraße, Teiche, Kohlwege und Stockwälder übers Gebirge zu reiten oder zu wandern.

Im Unterwiesenthal wohnte ein alter Hammermeister Benediktus Schmiedel; als er 1646 nach Hause reiten will, fällt er samt dem Pferde in einen Schacht, 6 Lachtern tief, am Cremsiger, der oben verbühnt war. Das Pferd brach mit dem Hinterleib hinein und kam unten zu liegen rücklings auf zwei Querbäumen. Das war des Reiters Glück, daß er mitten Luft und Raum hatte; es sind auch Mann und Pferd ohne Schaden mit Seilen herausgezogen worden.

Anno 1663 geht der Barkoch von Annaberg über den Ragenberg bei Kleinrückerswald nach Hause, verfällt aber neben dem Wege in einen Bergsumpf und muß darinnen in Frost und Wasser verderben.

3.

Sturzfälle.

Ferner ist große Gefahr wegen der Sturzfälle von jähem Gehängen, Felsen und Stichelgebirgen.

Am 11. August 1680 liefen bei Freyberg lose Schüler hinter die Schule, jagten einander vorm Thor um einen Garten, wo ein offener Schacht war. Ein Maurerssohn, 13 Jahr alt, stürzte im Laufen hinein und fiel sich zu Tode.

Viel mehr jämmerliche Sturzfälle gibt's im Obererzgebirge. Denn die Berge umher sind insgemein furcht- und mühsam, teils kahl, jäh und stichel, teils struppicht und mit Holz bewachsen, mit hohen Felsen unterstützt, mit Marraßen, Tümpeln, abgerissenen Schroffen und Waden zu 20, 30 bis 100 Zentner schwer belegt und gefüttet, mit Irrwischen und Spütereien beunruhigt, mit tiefen Tälern und Gründen benachbart; da können Menschen und Vieh leicht stürzen und Schaden nehmen. Sonderlich liegt ein gefährlicher weiter Bergkessel über Buchholz gegen Schletten, die Sandgrube genannt, voll Wasser, dabei sich viel Irrwische sehen lassen und die Leute verführen. Gegen Schwarzenberg über liegt ein Fels, der Totenstein genannt, weil sich eine Magd daselbst, als sie die Röhre hütet, zu Tode gefallen.

Im Hussitenkrieg 1428 haben viel Leute gewaltsame Sturzfälle leiden müssen, dieweil die tyrannischen Böhmen die Geistlichen von jähem Felsen und in die Schächte stürzten. Der Fels, darauf Wolkenstein steht, und der über 200 Doppelschritte stichelhoch ist, zeigt dergleichen Mordzeichen, ein Kreuz nebst einem Reich eingehauen, dieweil daselbst der oben herabgestürzte Priester ist tot liegen geblieben.

Am 3. August 1633 ergriffen im Holdischen Einsall durch Rittersgrün die Crabaten den Hirten zu Crandorf, raubten ihm alles Vieh und stürzten seine Tochter über den Felsen zu Tode.

Am 11. November 1661 wurde Barthel Lange, ein Hammermeister beim Ziegeuner, einem so genannten Gebirge, abends verführt, daß er sich vom Klobenstein zu Tode gestürzt, und allererst nach 32 Wochen vom Ruhhirten gefunden; er war schon von den Füchsen halb gefressen.

Anno 1662 wagte sich ein Rühjunge, Balzer Kaal, gar zu weit ins Freie auf den Totenstein, und da er auf einer Buche den obern Ast mit Bucheckern an sich ziehen will, bricht der Unterast, darauf er stund, und er stürzt über den Stichelfels hinunter, daß das Gehirn herumgespritzt.

Am 1. Mai 1685 wollte Sibylla Höplerin unter Annaberg am Stichelader gegenüber der Mühle Kräuter sammeln, stürzte aber über einen Rand, daß sie im Blut erstickt und tot gefunden worden, auch ihr das Blut zum Munde ausgebrochen.

So geschehen auch viel Sturzfälle unter dem Vieh und den wilden Tieren. Zur Rühnende liegt ein hoher glatter Fels unter dem alten Raubschloß: ein Hund jagte einen Hirsch; da dieser in der Flucht auf gedachten Stichelfels kommt, tut er einen hohen Sprung über das unten vorbeischießende Wasser auf einen Fichtengipfel, wodurch er zermettert und auf Stücken zersprungen ist.

Unter Breitenbrunn liegt ein hoher Fels, der Kammertein genannt; darauf soll ein vorbeifahrender Fuhrmann sein altes Pferd aus Ungebuld geführt und herabgejagt haben, daß es im Fall zerborsten ist.

Sonderlich sind die Bären und die Wölfe aufs Stürzen abgerichtet, wenn sie Hirsche und Wild auf und von den Bergen jagen, daß sie sich zu Tode fallen. Dann haben sie gutessen, wie man denn an unterschiedlichen Bäumen und Nestern das Eingeweide von wilden Tieren hangend gefunden.

Der Geyersberg ist außer des Bergstädtleins Höhe an der Wurzel umher 9500 Doppelschritte groß umfassen, 20 Lachtern tief und oben um den Kranz 600 Doppelschritte weit, hat daher hinten an der Landstraße eine Marter- oder Kreuzfiststätte mit zwei Schächern, die Reisenden zu warnen, sich vor dem Bergabgrund wie auch vor Irrwischen und Berggeistern zu hüten.

4.

Irrwege.

Sonderliche Gefahr ist auch wegen Verirrung auf den Wäldern. Viel Beispiele hat man, daß fremde Reisende sich in den Wäldern verirrt und zu Schaden gekommen sind.

Zu meinen Zeiten hatte 1632 Hans Schürer zu Crotendorf eine Tochter von 8 Jahren im Walde verloren, die man innerhalb 13 Tagen nicht finden konnte, bis sie von einer Röhlerin im Walde angetroffen und heimgebracht wurde. Da man sie fragte, was sie denn gegessen und getrunken habe, antwortete sie: „Ein Männlein hat mir alle Tage eine Semmel und trinken bracht.“ Dieses Kind ist etliche Jahr darauf gestorben, welches mir die Eltern selbst erzählt haben.

Anno 1633 hat sich zu Rückerswald ein Söhnlein von seinen Eltern verloren und ist drei Tage lang außen geblieben, welches der Schulmeister daselbst ungefähr im Walde wieder fand.

Anno 1639 plünderten in der Fasten die Schweden den Gottsgäber Wald; davon hatten sich 24 Reiter im Walde verirrt, daß sie bis in die Nacht von einem Berg auf den andern herumgeritten, und haben auch im Wald übernachtet müssen, bis sie früh von zwei Scheibenbergern gefunden und wieder herausgeführt worden sind.

Als 1640 im Banirischen Schwedenmarsch 5 Regimente im Städtlein Elterlein lagen, ist Esther, die Witwe des am 27. Dezember 1632 im Holdischen Einsall niedergeschossenen Simor Karg zum Elterlein, die davon sehr furchtsam geworden, auf die Geyerschen Wälder gelaufen, von den Leuten abgetrieben, daselbst im harten Winter 10 Tage lang ohne Hunger und Durst und außer aller Gefahr von grimmigen Tieren unter den trockenen Bäumen geblieben, hat geschlafen und sich eingebildet, wo sie herfüringe, würde sie ergriffen und umgebracht. Am zehnten Tage setzt sie sich zu einem Brunnlein, tunkt ein Schnittlein Brot von ihrem mitgenommenen halben Sipsmaß Brot ins Wasser und wird damit kräftig erquickt, trifft darauf einen Holzhacker an, der sie wieder zurecht bringt, daß sie außer einer durch Frost beschädigten Zehe gesund nach Hause gekommen ist und noch 15 Jahr lang gelebt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Beierohnd



V'rach'n't.

Von Laura Herberger-Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

D'r Refrendar Otto Birkner, dar noch uho'rheirat war, hat heit in A. sei neie Wuhning (zwa möblierte Zimm'r) bezung un nu freget 'r seine Wirtsleit, wu 'r gut ze Mittig aff'n lännt. Do mahnet'n die, 'r sellt nár in dr „Lind“ bei dr „Mutt'r Lammel“ aff'n; do krieget 'r e kräftige Kost un de Lammeln wár ah nett ze teier.

Dos passet ne Birkn'r; denn 'r war sehr genau un sog immer, wu 'r am billigstn wagtam. Sufort suchet'r de „Lind“ auf un maldet sich bei dr „Mutter Lammel“ als neier Gast ah.

Ne annern Tog trof 'r püntlich zun Mittigaffn ei un 'r hat sich nett ze beklung ibr dos genossene Gericht. De Lammeln v'rchtand's ah, 's Aff'n appetitlich ahzericht'n; jed'r Zugemüß'tall'r war vun Pitt'rsilzweigle, wie e grün's Kranz'l imgab'n.

Do dr Refrendar nett garn wos imkumme ließ, v'rzhret 'r ah die grün Zweigle miet. De Lammeln, die von ihrn Ruch'nfanst'r aus dos zufällig gefah hat, dacht dabe: „Ei do fah ich mei viele Bittersil, die ich heuer drbaut hoh, „an Rah“ bränge.“

Ne zwát'n Tog fand d'r neie Gast e ganz Kompottschüffele vull frisch'r Pitt'rsilzweigle bei sánn Tallr. Alle ann'r'n Gäst hatt'n blus die paar Zweigle zur V'rziering im ihrn Tall'r lieng. Dr Birkn'r konnt sich dos nett ann'r'sch drklärn, als daß ihn de „Mutt'r Lammeln“ bevorzung wollt. Dos machet ne Schpaß un wánn 'r ah nett gerod noch viel Appetit zu dann „grün' Futt'r“ hat, 'r tat sich Gewalt ah un v'rzhret die ganze Portiu. Obr 'r trauet sánn Rang nett, wie 'r an dritt'n Tog ánn gruß'n Schtrauß vun dann bekannten „Kraut“ in ánn Weihgelos nab'n sánn Tall'r schtieh sog; nu dacht dáh de „Mutter Lammeln“ 'r wár e Ruh, die sette grüne Rüschn mit Väch-tigkat in ihr Maul nei zug un ertilget? 's kunnt nett ann'r'sch sei, se wullt ihn e Freid mach'n.

Heit obr mußt dr Refrendar ánn Auswag finden; dänn dos war doch e Ding dr Uhmöglichkat, esuviel Pitt'rsil uh-gekocht ze v'rzhret'n. Halt, ize kam ne e Gedanke; 'r schenket dann Schtrauß sein'r Logiewirt'n. Wie 'r fartig war mit sein'r Mahlzeit, wicklet 'r dann Schtrauß in sei Brotpapier un nahm ne mit eham.

Dos gieng nu esu fort; jed'n Tog schtand dr Schtrauß bei sánn Platz un jed'n Tog nahm 'rn miet fort. Zum Monats-end ließ'r sich de Rechnung gahm; obr 'r machet e langs Geficht, wie off dr Rechnung schtand: „1.00 Mark für Petersilien-beigabe.“

„Aha,“ dacht dr Birkner, „so war das gemeint? Na, Otto, da hast de dich mal gründlich verrechnet; das war keine Bevorzugung, sondern die schlaue „Mutter Lammel“ wollte ihre Petersilie an den Mann bringen. Aber sie soll sich auch verrechnet haben.“

Dreimohl noch schtand e Pitt'rsilschtrauß nab'n Birkn'r sánn Tall'r un dreimohl mußt'r wied'r fortgetrong warn. Nu wußt de Lammeln, wurah se war. Bei dr nächst'n Monats-rechnung hat dr Refrendar e Mark gespart.

Un 'r fand Tog für Tog, wie alle ann'r'n Gäst, die paar Zweigle Pitt'rsil zur V'rziering im sánn Zugemüß'tall'r lieng. — —

4 Ei'haamische aus ne Erzgebürg.

Georg Rau, Töhlstadt.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung und Schluß.)

Mel.: In Buchholz do is schie . . . (Jetzt kommt das Militär).

II.

Dr Schwamme-Maa.

En'n Schwamme-Maa gibt's aah,
dohiert'n könnt'ern sah;
'ch gieh alle Tog in Busch,
weil Schwamme hul'n ich muß.
Do laaf ich rüm gar weit,
doch viel Blick hatt' ich heit;
do uhm an ju en Rand
stand allerhand:
E' Bärkenpilz, e Deiberling,
e Butterpilz un aah Rästling;
unnern Ficht'l naam en Staa
kunnt mer noch an're sah:
De Morgeln, Triffeln, Ziegenbart,
Staa-Pilz vun all un jeder Art,
aah gaale Schwammle, Schampiong,
die schniet ich oh genung.

III.

Dr Bugelsteller.

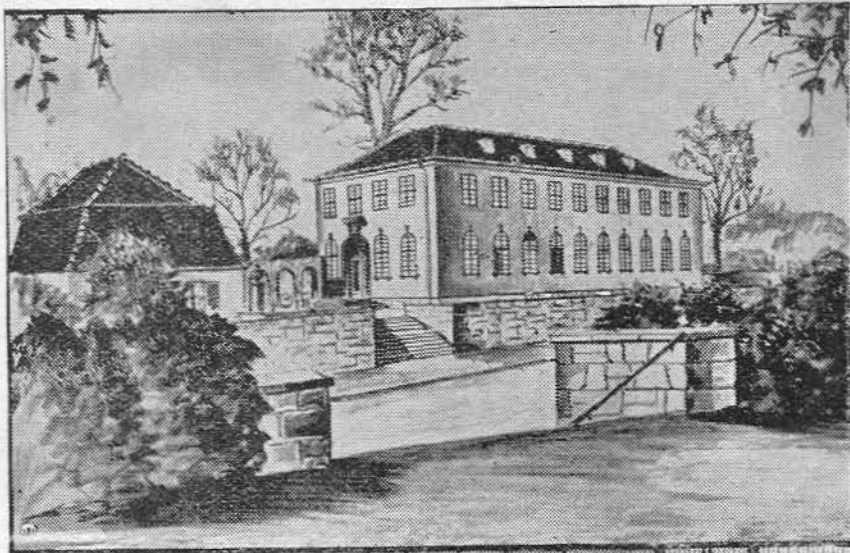
In meiner Stub, an Meierla,
do hänge sehr viel Beierla,
do hupp'n Buggeln rim,
's hoot jed's ne schiene Stimm'.
Dr G'lang, dar is sei schie;
doch lieber tu ich gieh
mit'n Beierla in Wald nei
un fang' mir ei':
E' Bärch, e Zipp, en Fink, en Star,
en Zäffig, Stieglitz, wunnerbar,
en Grienerz, Hanflig — feierut,
(dodrieber hatt' ich eil' But).
Ne Ruutkaat ward aah miet gepischt;
doch, neilich hatt' mieh bal' derwischt
dr Polizist un dr Schandarm —
do wur' mirsch obr warm.

IV.

Dr Pascher.

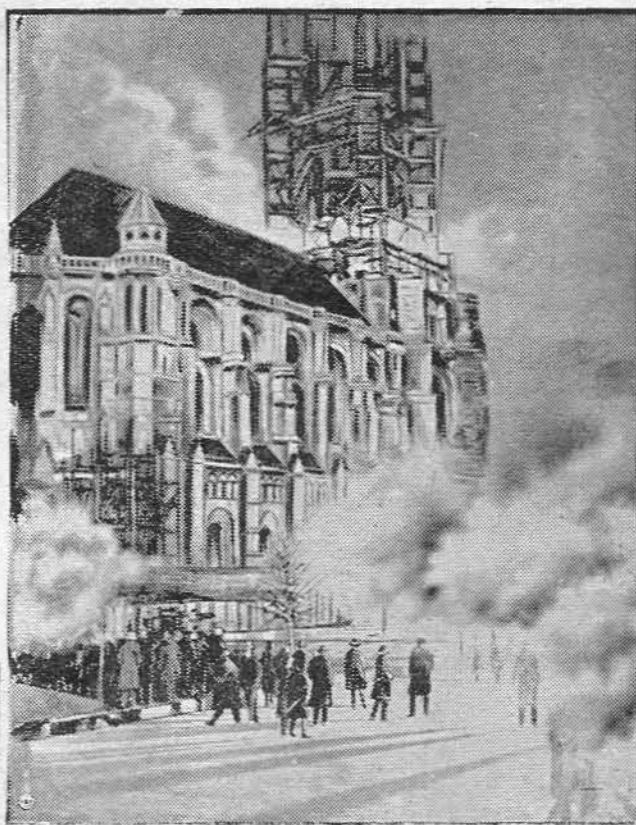
Wenn's drauß'n finster is,
mach' ich mich off de Fiß.
Sieht mer ken'n Stud un Staa,
do bie ich garn allah;
doch spiz'n muß'ch de Ohr'n,
mir hoot's schu lang geschwor'n,
weil ich viel paschen tat:
Dar Grenzsoldat. —
'r schleicht mir nooch zu jeder Zeit,
ob's drauß'n wattert, schtarmt un schneit,
ob's Sonne- odr Mondenschei',
dar is mir immer hinnerdrei' —
möcht' garn mieh un men'n Rucksack hoom,
dar voll von Tobak, Spack un Romm.
Sei Schnauzbart is vor But voll Gisch,
weil ar mich net derwischt.

Bilder aus aller Welt



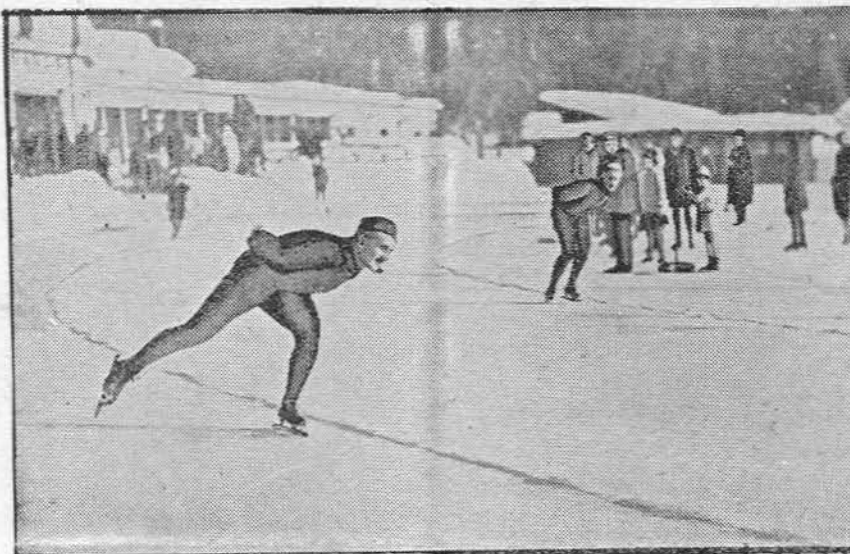
Das neue Lessinghaus in Kamenz.

Am 22. Januar wird der Grundstein zu dem neuen Lessinghaus gelegt. In demselben soll ein Museum und eine Volksbibliothek untergebracht werden.



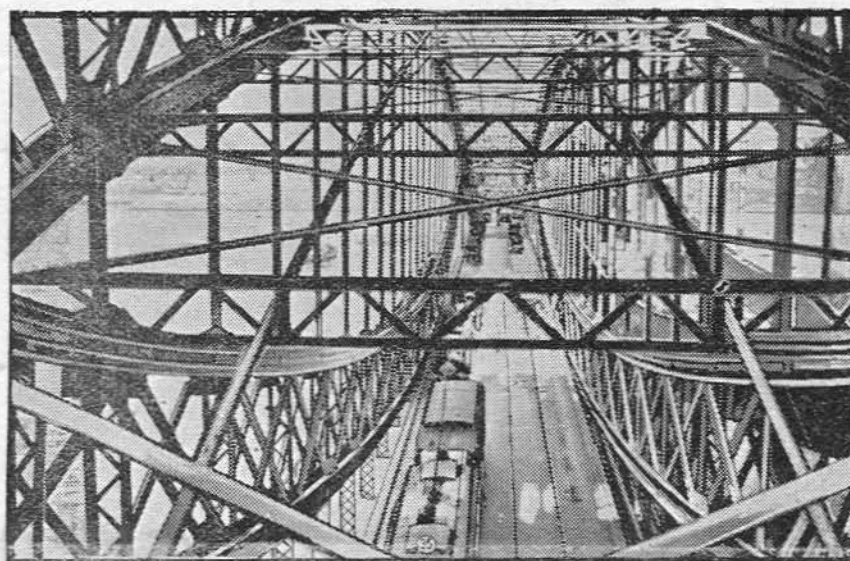
Eine Wollentraherkirche in Newyork abgebrannt.

Vier Millionen Dollar in Asche gelegt. Unsere Aufnahme zeigt die Kirche während des Brandes, gegen den die Feuerwehr machtlos war, da der Wasserdruck nicht ausreichte.



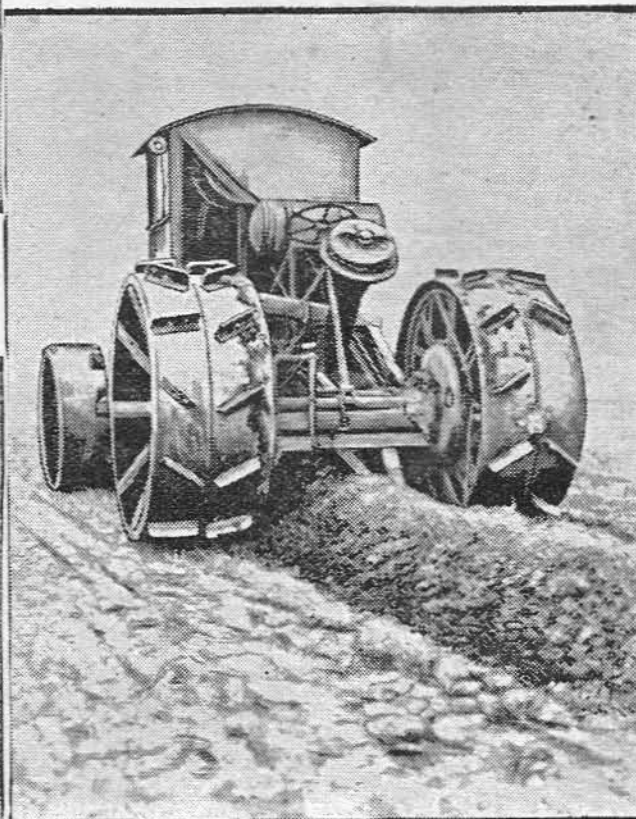
Rekordlauf Matthiesens.

Unsere Aufnahme zeigt den norwegischen Meisterläufer Matthiesen in Davos bei seinem Rekordlauf. Er verbesserte seinen eigenen Rekord über 1000 Meter von 1:31:8 bekanntlich auf 1:31:1.



Eine Brücke zwischen Hamburg und Preußen.

Die Brücke besteht aus drei mächtigen Bogen, von denen jeder eine Million Kilogramm wiegt und hat rund 3,3 Millionen Mark an Baukosten erfordert.



Eine wichtige Erfindung für die Landwirtschaft.

Unser Bild zeigt eine Ruhlmaschine, welche den für die Landwirtschaft so nützlichen Blausand aus einer Tiefe von 3 m aus dem Boden holt, um bei kalkarmen Aedern den Boden zu erneuern und damit den Ertrag zu steigern.



Illustrierte Wochenbeilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

O Deutschland

Mondschein und Giebelböcher
in einer deutschen Stadt —
ich weiß nicht, warum der Anblick
mich stets ergriffen hat.
Dort drüben beim Lampenscheine
ein Künstling starrt ins Licht,
und schwärmt und schluchzt und empfindet
sein erstes und bestes Gedicht.

Dort sitzt eine junge Mutter,
die wiegt ihr Kind zur Ruh,
sie lächelt und sinnt und betet
und singt ein Lied dazu.
Es blüht auf die mond hellen Giebel
tiefjennend ein Greis hinaus,
er hält in der Hand eine Bibel,
drin liegt ein welter Strauß.

Die Bäume rauschen, es funkeln
die Sterne ab und zu;
dort unten liegen die dunkeln
Häuser in tiefer Ruh.
Es plätschert in alter Weise
am Simonsplatz der Born,
von weitem tutet leise
der Wächter in sein Horn . . .

O Deutschland! Mir tat's gefallen
in manchem fremden Land —
dir aber hat Gott vor allen
das beste Teil erkannt.
Du lebst und schwärmt und dämmerst
in tiefer Seelenruh:
wenn du dein Eisen hämmerst,
erklingt ein Lied dazu.

O lasse dir niemals rauben
die alte Schwärmeret
für Frauen, Freiheit und Glauben —
bleib unentwegt dabei!
Daß du vom Born der Sage
mächt'ig schöpfst Frömmigkeit
und Kraft zu wuchtigem Schlage
nun und in Ewigkeit.

(Die beiden letzten Strophen des Gedichts brachte die „Deutsche Glocke“ Nr. 1, hier nun das Ganze.)

E. v. Schönau-Caroth.

Ludwig Richter über Rothenburg ob der Tauber

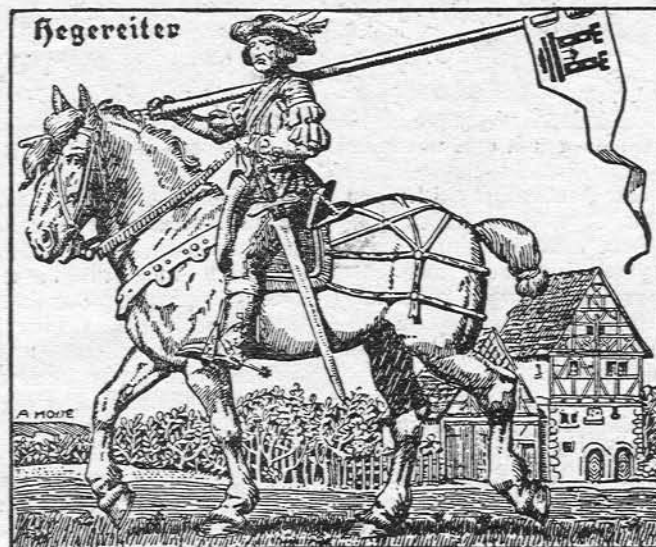
(Auf seiner Heimkehr von Rom.)

Rothenburg, die einzigartige, märchenhöne Stadt ob der Tauber, ist ein Liebling des deutschen Volkes, ein Sinnbild und Erinnerungsbild der alten deutschen Stadt. Ihr wir könnten uns in Rothenburg nicht besser einführen lassen, als uns im Geiste Ludwig Richter an die Seite zu gesellen und mit ihm die alte Stadt zu betreten. Von Rom kommt er hergewandert, sein Herz und seine Sinne sind gesättigt von der Schönheit des Landes unter der südlichen Sonne und unter dem Lächeln des blauen Himmels, und er kommt nun zum erstenmale nach Rothenburg. Viel Großes und Schönes hat er gesehen. Aber das Bild der alten deutschen Stadt kann neben allem bestehen. Für immer schreibt sich ihm dies schöne Bild in die Seele, und in seinen „Lebenserinnerungen“ legt er seine Eindrücke also nieder:

„Die Gegend war öde, die Landstraße leer, der Himmel mit trüben Wolken bedeckt, ich wurde des langen Wanderns endlich müde, besonders da ich allein war. Der Abend war zeitig hereingebrochen, ich war froh, als ich auf den jenseitigen Anhöhen eine Stadt erblickte, deren viele Türme und Türmchen ihr ein bedeutendes und alttümliches Ansehen gaben. Ich fragte: es war Rothenburg ob der Tauber. Jetzt besann ich mich,

daß ich diesen Namen in Musäus' Volksmärchen gelesen hatte, und zwar in der Schatzgräbergeschichte, wo die Schatzgilde ihr herkömmliches Fest in Rothenburg feiert. Die Geschichte hatte mir immer ganz besonders gefallen, und jetzt war ich ganz unverhofft in ihr romantisches Gebiet gekommen. Der Abend dämmerte bereits, als ich in die engen holperigen Straßen trat. Die Häuser mit den hohen und spitzen Giebeln die Stockwerke immer das darunter liegende überragend, alttümliche Schilder und Innungszeichen, gotische Kapellen und Kirchen, aber selten ein paar Menschen in den Gassen, alles so still in dieser Dämmerstunde. Ich glaubte plötzlich ins Mittelalter versetzt zu sein, als ich in die Herberge trat. Eine kleine gotische Türe, zwei Stufen abwärts, in den Hausflur zu steigen, die Gaststube, ein niedriger Raum mit kleinen Fenstern und runden Scheiben. An den Tischen saßen einige Männer in Kleibern, die auch aus Großvaters Zeiten zu sein schienen, bei ihrem Bier in hohen Zinnkrügen, wie ich sie nur aus Albrecht Dürer

kannte. Ich saß hier bei meinem Abendessen hinter dem grünen, alten Kachelofen und lauschte den Gesprächen der Männer, wie Peter Bloch in dem Märchen, aber von einem verborgenen Schatz wurde nichts berichtet.“



Hegereiter von Rothenburg

A. Hoffe

Aus Rothenburgs Geschichte

Als Beispiel der Entstehung und Entwicklung einer freien deutschen Reichsstadt

Anfänge: Die Burg

An der Geschichte Rothenburgs nimmt man gerne ein Beispiel der Entwicklung einer deutschen Stadt.

Wie viele deutsche Städte nahm es seinen Anfang in einer Burg. Ueber ihre Erbauung weiß die Sage allerlei Geheimnisvolles und Dunkles zu berichten. Bald aber stoßen wir auch in den Blättern der Geschichte auf sichere Nachrichten über sie. Ihre erste große Zeit erlebte sie unter den schwäbisch-staufischen Herzogen, denen auch diese Rothenburg im Frankenlande gehörte. Ihre Hofhaltung war glänzend und weltberühmt. Die vornehmsten Ritter von nah und fern rechneten es sich zur Ehre an, den Herzogen Gefolgschaft leisten zu dürfen. Die besten von ihnen hatte der Burgherr mit Gütern belehnt und sie am westlichen Ende der späteren Herrenstraße ansässig gemacht. Das zahlreiche Gefolge siedelte sich in den letzten Zeiten der Herzoge etwas abseits bei der Burggasse an. Die höchste Blüte hatte die Burg wohl unter Friedrich, dem Kind von Rothenburg, dem Sohne Kaiser Konrads III. und Vetter des Kaisers Barbarossa, erreicht. Jung an Jahren erhielt er das Herzogtum Franken und Schwaben und wählte sich Rothenburg als Aufenthalt. Hier sammelte er seine Schotten, um Barbarossa 1158 nach Italien zu begleiten. Friedrich von Rothenburg war es, der für Barbarossa Mailand niederzwang, 1166 als einer der ersten Rom erstürmte und dort sein siegreiches Banner aufpflanzte. Aber auf dem folgenden Zug nach Tuszien raffte die Pest ihn und fast alle Edlen aus dem siegreichen Heer Barbarossas hinweg, „die alle erlagen vor dem grausamen Tode, deren Gepan ward gedert und hergeführt in teutsche Lande mit großer Traurigkeit und Rhumer.“ Der Tod des jungen Herzogs sollte ungemein folgenschwer für die Rothenburg und ihre weite Umgebung, das schöne Frankenland, werden.

Der Markt und die Stadt

Der neue hohenstaufische Erbe zog nicht auf die Rothenburg. Das traf die Ritter der Burg am schwersten. Sie hatten keinen Brotherrn mehr und mußten sich fragen, was jetzt tun? Der vom Kaiser ernannte Burgvogt, ein ihnen nur ebenbürtiger Ritter von Nortenberg, war selbstredend nicht in der Lage, einen solchen Hofstaat weiter zu unterhalten. Auswandern und sich einen neuen Herrn suchen wäre wohl eine Lösung gewesen, wenn auch eine unsichere und unruhige. Dazu war das Rothenburger Land und Lehen aber viel zu schön, um es leichtsinnig aufs Ungewisse zu verlassen. Nein! Es galt, sich zu einer sicheren, wenn auch für ein edles Rittertum entgegengesetzten Tat zu entschließen.

Sie gründeten eine Stadt. Ihr Gerippe, die Straßen, war schon vorhanden. Es waren die Verbindungswege der Burg mit den Städten und Burgen der Umgebung, mit Würzburg, Nürnberg, Dinkelsbühl-Romberg und Mergentheim. Ihr Kreuzungspunkt wurde der Platz für das Rathaus und den Markt. Er wurde der Platz, der dem Gemeinwesen seine Daseinsberechtigung gab, er wurde der Ort, wo die Wagen der durchfahrenden Handelsleute halt machten, wo sie ihre Waren feil boten und die der Rothenburger einkauften. Er wurde nun der Mittelpunkt für die neu anzulegende Befestigungsmauer, die an den Straßendurchbrüchen mit Toren und Türmen versehen wurde. Der Schutz der Stadt, das war nun das neue Lebensziel der Ritter, mit ihren Mannen Gut und Leben aller derer zu schützen, die sich innerhalb ihrer Umwallung nieder-

ließen. Das Hauptstreben der Rittergenossenschaft war nun, sich vom Kaiser für ihre Neugründung möglichst viele Rechte und Freiheiten zu verschaffen. Das sollte der verlockende Köder, die Anziehungskraft werden zur Seßhaftmachung der Handelsleute und Bauern. 1172 haben es die Ritter, die sich fortan Patrizier nennen, beim Kaiser Barbarossa schon durchgesetzt, daß ihre Neugründung vom Reich als Stadt anerkannt wird. Die Hörigen, Handwerksleute oder Knechte der Ritter der Umgebung strömten in Massen der neuen Stadt zu. Für sie galt der schwerwiegende Satz: „Stadtlust macht frei“, unter der Bedingung, daß sie nicht innerhalb eines Jahres von ihrem Herrn zurückgeholt wurden. In dem kurzen Zeitraum von 30 Jahren hat nun die Stadt einen solchen Aufschwung genommen, daß wir ihn kaum zu fassen vermögen.

Zur Aufrechterhaltung der Ordnung durfte schon damals die Stadt über geringe Verbrechen Urteil sprechen, während das Gericht über schwere Verbrechen noch in den Händen des Burgvogts lag. Und es ihm zu entwinden, das war das Bestreben der Stadt in den nächsten Jahrhunderten. Damals wie heute lag in dem Besitz des Gerichts die Macht.

Nach der kaiserlosen Zeit unterstützt Rudolf von Habsburg die Städte grundsätzlich, damit sie ihm helfen, über die unbotmäßigen gewordenen Fürsten Herr zu werden. Gleich 1274 verleiht er auch Rothenburg weitere Rechte, bestätigt die alten und macht es endgültig zur freien Reichsstadt, kommt sogar selbst nach Rothenburg. Durch Rudolfs „Freiheitsurkunde“ erhält nun die Stadt einen eigenen Stadtrichter und wird damit unabhängig von dem Vogt der Burg (der der Vertreter des Kaisers ist). Jetzt konnten die Rothenburger nur noch vor ihr eigenes Gericht gezogen werden. Die Mächtigkeiten ihres Gerichts durfte nicht durch kaiserliche Gnade aufgehoben werden, wenn der Sünder nicht auch von der Stadt Rothenburg losgesprochen wurde. Damit sind den Vögten der Burg die Flügel gestutzt, der Einfluß auf die Stadt ist zu Ende. Der Rat der Stadt hat sich den Weg zur vollen Unabhängigkeit und Selbständigkeit geebnet. Rothenburg kann sich zur vollen Blüte entfalten.

Nachdem die Stadt das ganze Reichsgebiet und das der verarmten Nortenberger Burgvögte am Ende des 14. Jahrhunderts aufgekauft hatte, bekam sie das Recht, sowohl das Stadt- als auch das Bauerngericht, welches das Landgebiet der Stadt umfaßte, zu versehen. Das letztere wurde weiterhin vor dem Burgtor abgehalten. Die Stadt hielt im Rathaus Gericht. Die Richter waren dem Rat unterstellt und wurden durch die Schöffen (die Schaffenden) aus dem Gemeinderat unterstützt. 1398 erhielt die Stadt das Recht, den Blutbann über alle Verbrecher, nicht nur über das heimatslose Gesindel, auszusprechen, ein Recht, das nicht jeder Reichsstadt verliehen wurde. Weil der König 1387 Rothenburgs Landgericht an einen Fürsten verpfändete, erwuchs der Stadt ein großer Nachteil. Der Inhaber eines solchen Pfandes hatte durch die anfallenden Gebühren und Bußenanteile bedeutende Einnahmen, weshalb die Stadt alles daran setzte, das Gericht wieder auszulösen und den Pfandbesitz selbst zu erwerben. 1400 wurde ihr dies durch König Wenzel bestätigt.

Aus Rothenburgs Glanzzeit: Heinrich Toppler, der Große Bürgermeister

In den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts kam der Bürgermeister Heinrich Toppler an die Spitze der Stadt, der größte



Rothenburg o/T. (linke Hälfte des Stadtbildes mit Topplerschloß im Tal)

A. Mosse

Sohn Rothenburgs, ein Mann von großen Ausmaßen. Sein Name, als „König von Rothenburg“, lebt heute noch im deutschen Volk, und er ist es wert.

Begabt mit festem Willen und mit einer Tatkraft, die wußte, was sie wollte, ausgebildet und abgehärtet im Kriesshandwerk und geschult in der Rechtswissenschaft, befaß er die Führereigenschaften, welche die damalige Zeit von dem Führer eines solchen Stadtstaates verlangte. Er war Feldherr und Kanzler, Diplomat und Städtebauer in einer Person.

„Sein Verdienst ist es vor allem, daß der Anschluß Rothenburgs an den schwäbischen Bund zustande kam. Der große Staatsmann hatte mit weitschauendem Blick die Bedeutung dieses Bundes für die Selbstständigkeit seiner Vaterstadt erkannt.“ Toppler war bald die Seele des mächtigen Bundes, der ihn zu einem der Hauptführer machte. Mit eiserner Faust öffnete er den fränkischen Adel an. Auf sechs Meilen im Umkreis wurden die Ritterburgen gebrochen. König Wenzel nahm Topplers Altvater, wie er eben war. Er hielt mit ihm schwere Gelage und baute ihm zu Ehren sein Schloßchen, den „Kaiserstuhl“, im ehemals wüsten und verwilderten Taubertal, das er vorher gesäubert und angepflanzt hatte und auch Rosental nannte. Auf diese Weise entlockte er ihm Rechte und Freiheiten für die Stadt, die der Kaiser anders nie gegeben hätte. So verschaffte er der Stadt das kaiserliche Landgericht und hernach Wenzel 1397, den für die Stadt unauflöslichen Nürnberger Schiedsbrief für nichtig zu erklären. Auch mit dem Papst stand Toppler in Beziehungen. Seinem Bitten ist es zuzuschreiben, daß dieser, um den großen Kirchenbau Rothenburgs zu fördern, Ablass erteilte, wodurch der geldbringende Zustrom der Wallfahrer sich ungemein mehrte. Unter Topplers Einfluß erweiterte die Stadt ihr Gebiet mächtig. Sie besaß ein Gebiet, das die damalige Größe der Stadt Nürnberg und aller anderen fränkischen Reichsstädte weit übertrifft. Diese ungeheure Machtvergrößerung wurde selbst für den Nürnberger Burggrafen Friedrich und den Würzburger Bischof beängstigend. Schon 1404 war ein Streit zwischen Friedrich und Rothenburg ausgebrochen. Er wurde aber durch Eingreifen der Stadt Nürnberg beigelegt. Toppler suchte nun das ganze Gebiet Rothenburgs durch die Anlage einer großen Befestigung, der grenzübergreifenden Landgräben, zu sichern. Dies erregte den Zorn des Burggrafen, der Rothenburg vor dem Hofgericht König Ruprechts verklagte und nach deren Ausbleiben die Acht gegen die Stadt erwirkte. Es gelang ihm das umso leichter,



Rothenburg o/T (rechte Hälfte des Stadtbilds mit Taubertal)

H. Hofse

als dem König Kunde ward von heimlichen Verhandlungen Topplers mit Wenzel, der 1400 als unnützlichler Entgeldderter des hl. römischen Reiches abgelehnt worden war. Burggraf Friedrich und der Bischof von Würzburg eröffneten nun den Krieg gegen Rothenburg und nahmen ihm mehrere Schlösser weg. Die Stadt durfte froh sein, daß König Ruprecht 1408 zu Mergentheim einen Friedensschluß herbeiführte. Sie mußte sich aber das Niederbrechen ihrer besten und festesten Plätze gefallen lassen. Dieser unglückliche Ausgang war des bisher vergitterten Bürgermeisters Topplers Verhängnis. Rat und Bürgerschaft waren nämlich wie das Reich in Parteien für die beiden Kaiser gespalten. Toppler scheint noch an Wenzel gehangen zu sein. Der unauflösliche Ausgang der Fehde und die sich daraus ergebende Demütigung Rothenburgs benützten Topplers Feinde in der Stadt, um seinem Ansehen einen harten Stoß und ihnen das Uebergewicht zu geben. Das war ihnen um so leichter, als das immer wankelmütige Volk wegen des langen Kriegsdienstes, der seinen Handel und Verkehr bedeutend schmälerte, misgünstig geworden war. Wollten Topplers Gegner aber das Uebergewicht behalten, so blieb ihnen bei seiner starken und im Grunde immer noch beliebten Persönlichkeit nur seine Beilegung übrig. Man „schrie darum Rerrat über ihn“ (er sollte Steuer hinterzählen und für seine Dienstmannen eigenes Gericht und Gefängnis gehalten haben) und warf ihn am 6. April 1408 selbst ins Gefängnis, wo er am 12. oder 13. Juli starb, nicht ohne Verdacht, daß es kein natürlicher Tod gewesen sei. Der Chronist berichtet nur, daß er ein tapferer, erfahrener und geschickter Kriegermann gewesen war, aber durch seine Eitelkeit in Hochmut, Hoffart und Uebermut gefallen sei. Aus seinem Testament ergibt sich, daß er ein warmes

Herz nicht nur für seine Frau und seine acht Kinder, sondern auch für sein zahlreiches Gefolge hatte. Sein Grabstein befindet sich in der Jakobuskirche. Sein ruhmreiches Leben, sein undankbares, geheimnisvolles Ende hat manchen Dichter gefunden.

Mit dem Tode Topplers hat die Stadt ihren Kopf und ihre Seele verloren. Sie sinkt von der Höhe herunter, auf die sie Toppler gehoben.

(Aus „Gaer, Rothenburg o. d. Tauber, ein Führer durch Geschichte und Kunst“, Verlag Ehlingers Nachfolger, H. Kling, Bad Mergentheim, ein Führer mit einem Stadtplan und über 100 Bildern, darunter vielen Fliegeraufnahmen.)

Die Rothenburger Landwehr

Einige deutsche Reichsstädte wie Rothenburg und Schwäbisch-Hall sind bekannt durch Anlage großartiger Befestigungen für ihr ganzes Gebiet, der sog. „Landwehr“, auch Landhege genannt.

Nach Angabe der Chroniken begannen die Rothenburger im Jahr 1430 nach dem Vorbild der Nachbarstadt Schwäbisch-Hall ihr Gebiet zu umhegen, d. h. die bereits als Grenzen vorhandenen Landgräben in eine Landhege umzuwandeln. Das Mittelstück der Anlage bei dieser Landwehr bildete ein Wall, der so breit war, daß er beritten werden konnte; ihn begleitete zu beiden Seiten ein Graben, der wieder durch einen niederen Wall nach außen abgegrenzt war. Graben und Wall nach den Grenzen zu waren mit Zwergeichen, Weißdorn, Hainbuchen, Espen, Weiden, Haselsträuchern dicht besetzt und die mit der Aufsicht der Hege betrauten Hegemeister hatten die Pflicht, diese lebendige Mauer sorgsam zu unterhalten und die Nester durcheinanderzuschlingen, daß sie zu einer undurchdringlichen Hecke zusammenwachsen.

Da, wo Straßen ins Gebiet einmündeten, an neun Stellen, waren feste Landtürme erbaut, die von einem Wächter bewohnt waren, der auch den Namen Türmer oder Hegemeister führte. Daneben gab es Hegebereiter, die ihre Teilstrecke täglich abzureiten hatten. Außer den Hauptdurchgängen gab es noch sog. „Riegel“, Durchlässe, die mit einer Holzbarriere geschlossen waren, und „Schlupse“, schmale, nur für eine Person berechnete Durchlässe; für die Riegel, die mit Schraubenschlüsseln gesperrt waren, gab es eigene Riegel-schlüssel.

Die Instandhaltung der Hege geschah durch die bäuerlichen Untertanen im Frondienst; die Hegebereiter erhielten dazu genaue Anweisungen mit Angabe des Tags, der Strecke und der zur Arbeit beizuziehenden Orte. Die Verweigerung der Hegepflicht wurde mit einer Geldstrafe geahndet. Ebenso wurden Beschädigungen der Hecke, wie sie in Friedenszeiten durch nachlässige Aufsicht beim Viehweiden, durch Unachtsamkeit beim Anzünden von Hirtenfeuern vor-

kamen, mit Geldbußen bestraft. Die Landhege sollte in Fehde- und Kriegszeiten auch dem Schutz und der Verteidigung dienen; schon bei ihrer Anlage hatten deshalb auch brandenburgische und anderer Herrschaften zerstreute Untertanen gebeten, man solle ihnen doch vergönnen, „sich eingraben zu lassen“, damit sie in Fehdezeiten nicht alsbald von allem Lumpengesindel überfallen würden. Die Hecke konnte immerhin den Ansturm streifender Plünderer aufhalten, zumal wenn Gewaffnete diesen dort entgegentraten. Schon im Beginn des 15. Jahrhunderts gebot eine Ratsverordnung jedem Bauern, Spitze Hellebarde und Armbrüste bereit zu halten. Später wurden dann die Bauern zum Teil auch mit Feuergeehr ausgerüstet; nach der Musterrolle von 1617 fanden sich in der einen Hälfte des Gebiets: 50 Reislige, 194 Doppelsöldner mit Harnisch und Spieß, 334 Büchsen-schützen mit Büchse und Gabel, 283 Hellebardiere mit Hellebarde, Sturmhut und Häusling (Puffer, kleines Schießgewehr, das mit der Faust abgedrückt wurde). Die Türme auf den festen Türmen waren mit Doppelhaken und Mauerbüchsen versehen, um die Bewohner der nächstgelegenen Orte alarmieren und zur Gegenwehr aufrufen zu können. Es war genau bestimmt, wie die einzelnen Türme Lösung geben sollten, die dann auch durch Sturmläuten weitergegeben wurde. Die größeren Dörfer innerhalb der Landwehr waren übrigens noch

besonders mit dichten Dornhecken geschützt; auch besetzte Friedhöfe mit starken Türmen und dicken Mauern konnten als Zufluchtsorte dienen. Die besondere Ueberwachung der Landwehr war vier Mit-gliedern des inneren Rats übertragen; von ihnen wurde in mehr-jährigen Zwischenräumen eine „Hegebereitung“ vorgenommen, ein hochwichtiger Akt, über den immer ein ausführliches Protokoll aufge-nommen wurde. Die ganze Umreitung nahm 5 Tage in Anspruch; es nahmen daran ungefähr 40 Personen teil, darunter 18 Herren des Rats, unter ihnen Bürgermeister und Steuerer, dann der hädliche Forstmeister, der Wildbannsherr; dann Diener, Einspännige (Stadt-knechte), dann die Hegebereiter der betr. Bezirke, die Förster, die Schult-heißen der einzelnen Gemeinden; natürlich fehlte auch die liebe Dorf-jugend nicht; die 11–17jährigen Burischen zogen mit; sie bekamen „bei jeder Grenzcheidung Geld, rote Nesteln (Schnürbänder) und Haar-rupfer ad perpetuam memoriam“ (zum ewigen Gedächtnis).

Das ganze, geschlossene Gebiet der Stadt, das in zwei Land-vogteien geteilt war, umfaßte schließlich gegen 7 Quadratmeilen mit über 20 000 Einwohnern in 167 Ortschaften.

(Aus: A. Schnitzlein, Aus Rothenburgs Vergangenheit. Verlag Max Kloppeburg, Rothenburg.)

Der Meistertrunk von Rothenburg

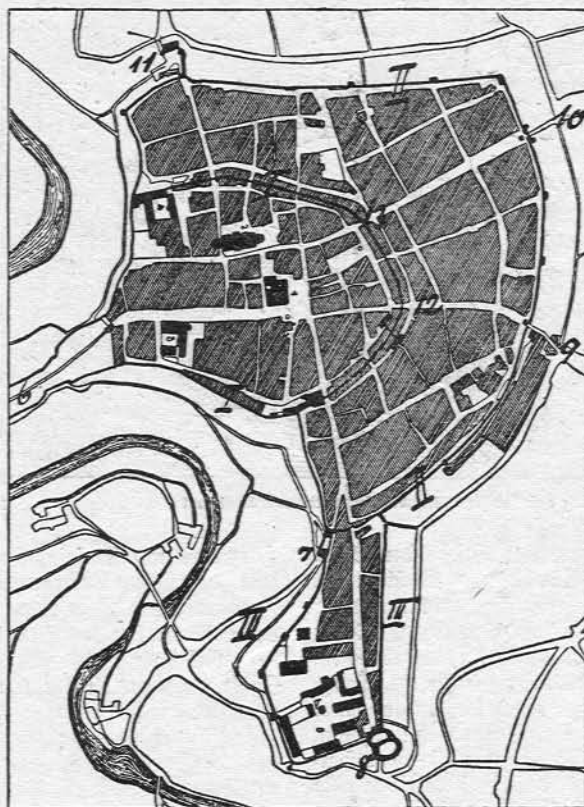
Die Mittagsonne legt ihren vollen Glanz auf die ganze Giebel-wand der altherwürdigen Herrentrinkstube, in der ehemals die Ge-schlechter Rothenburgs ihre Feste feierten, schenkt dem alten Markt-platz einen neuen Glanz, und auch das Wasser, das aus den Röhren des Herterichbrunnens in das breite Bek-ken hineinfällt, spielt lustig im Sonnen-licht. Der Brunnen singt sein altes, uraltes Lied, das er schon jahrhundertlang all den Häusern um den Marktplatz her, dem Topplerhaus, der Herrentrinkstube und dem wunderbaren Rathaus singt. Er singt es auch dem jungen Mädchen, das aus dem Erker dem Rathaus gegenüber auf das bewegte Leben da unten herablickt. Marktbuden sind aufgeschlagen, darin allerdings die Verkäufer augenblicklich feiernd stehen. Wohl sieht man aus allen Gassen eilige Menschen dem Markt-platz zustreben: aber ihre Aufmerksamkeit gilt nicht dem Markt, ihre Blicke heften sich erwartungsvoll auf den Giebel der Herrentrinkstube, wo der kleine Zeiger der Uhr beinahe auf zwölf steht und der große stützlich bemüht ist, ihm nachzu-kommen. Noch einige Augenblicke, und er hat ihn erreicht.

Was wollen alle die Menschen? Oberflächlich, neugierig, mit der Uhr in der Hand und die Gedanken schon beim Mittagessen oder in der Bahn, die sie um diese und diese Zeit an eine Schnell-zugslinie tragen soll, stehen die einen da, andere aber mit gespannten Mienen, darein die Freude an der schönen Stadt, an dem einzigartigen Marktplatz, am prächtigen Rathaus und am raunenden Herterichbrunnen ihre Züge geschrieben hat. Nun laufen noch Autos daher und bringen weitere Frachten schaulustiger Menschen, die neugierig nach dem Giebel blicken. Und jetzt schlägt es 12 Uhr. Am Giebel öffnen sich zwei Fensterläden vor den Blicken der Zu-schauher. In dem einen erscheint der gestrenge Tilly, im andern der Bürgermeister Ruch, der einen Pokal in der Hand hält und ihn zu langem, langem Zuge ansieht und austrinkt. Jetzt geht er wieder ab. War das ein Zug! Die Läden schließen sich und die Menschen gehen wieder ihrer Wege.

Ist das alles? Ein einfaches Uhrspielwerk, das berufen erscheint, Kindern und schaulustigen Durchreisenden Unterhaltung zu bereiten.

Doch was die Augen flüchtig ergötzt, hat einen tieferen Sinn, ist die Darstellung eines wichtigen Kapitels Rothenburger Geschichte, das also in einprägsamer Weise den Menschen erzählt wird.

Im dreißigjährigen



Stadtplan. I Erster Mauerring, II Zweiter, späterer Mauerring, III Kappen-zipfel. 1 Rathaus, 2 Jakobskirche, 3 Franziskanerkloster, 4 Dominikanerkloster 5 Spital, 6 hl. Geist, 7 Burg, 8 Kobollzellertor, 9 Spitaltor, 10 Wärburgertor, 11 Klingentor, 12 Adersbogen, 13 Weißer Turm

Krieg pochte mit gewaltiger Faust der mächtige und gefährliche Tilly an die Tore der Stadt, die sich einige Tage mannhaft und kühn verteidigte. Doch den schweren Geschützen der feindlichen Armee waren die leichten Kanonen, Feldschlangen und Falkonette auf den Wehrtürmen der Stadt nicht ge-wachsen. Ein Teil der Mauer wurde zu-sammengeschossen, und die Geschütze der Stadt vermochten dem Feind nur wenig zu schaden. So hielten die Rothenburger die weiße Fahne. Tilly gewährte nur Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Stolz und finster zog der Sieger an der Spitze seiner Generale ein. Auf dem Markt warfen sich ihm Frauen und Kin-der zu Füßen und flehten um Gnade. Streng blickte er über sie hinweg, ließ den Henker holen, der den Bürgermeister und die Ratsherren, die im Namen der Stadt einen Bund mit den Schweden geschlossen hatten, wegen Verrat an Kaiser und Reich hinrichten sollte. Die Frauen der Ratsherren drangen nun auch ins Rathaus ein und warfen sich noch einmal dem erzürnten General zu Füßen. Gegen ungeheure Entschädigungen, die der Stadt auferlegt wurden, fanden sie Gnade, und Frau Sage weiß noch zu erzählen, daß diese Begnadigung gewährt worden sei unter der Bedingung, daß der erste Bür-germeister Ruch den zum Willkommtrunk verfüllten großen Weinpokal auf einen Zu-zu leeren vermöge. Und dem heldenmütigen Mann sei das schwere Werk gelun-gen. So wurde ihm und seinen Ratsherren das Leben gerettet. Aber die Befragung der

Stadt, in welcher Tillys Heer furchtbar hauste, brachte unendlichen Schaden, der nie wieder gänzlich gut gemacht werden konnte.

So hat uns das harmlose Uhrspielwerk ein schweres Kapitel aus Rothenburgs Vergangenheit zu erzählen gewußt, und im Rothen-burger Festspiel „Der Meistertrunk“ findet es alljährlich seine Dar-stellung. Bunte Soldatengruppen im Gewand des dreißigjährigen Krie-ges bewegen sich durch die Stadt, deren mittelalterliches Bild ihnen einen eigenartigen Hintergrund gibt.

D. S.

Hausinschrift am Haus eines Barbiers

Haare lassen auf dieser Welt
Muß wohl mancher, dem's nicht gefällt,
Doch hat's noch meinen Kunden allen,
Die sie bei mir gelassen, gefallen.

Denn ich bejorge Haar und Bari.
Jedem zum Schmuck nach seiner Art
Und wasche jedermann den Kopf,
Dem klappten wie dem ärmsten Tropf.